





**Vor- und Frühgeschichte**  
**Bernhard Hildebrand**

## Vor- und Frühgeschichte

Die vor- und frühgeschichtliche Landwirtschaft und damit die direkte Lebensgrundlage der damaligen Menschen war in weitaus größerem Maße von den Rahmenbedingungen, modern ausgedrückt von den Standortfaktoren der jeweiligen Landschaft abhängig, als wir uns dies heute vorstellen können.

In erster Linie bestimmte die Qualität der Böden die Attraktivität einer Landschaft. Aber auch das Vorhandensein von Wasser, der Reichtum an Holz, das Vorkommen von Bodenschätzen und für den Handel die verkehrsgeografische Lage sind wichtige Kriterien. Ein weiterer Umstand, der erst seit wenigen Jahren Beachtung erfährt, sind die teilweise starken Klimaschwankungen, die sich auf eine reine Agrargesellschaft naturgemäß sehr direkt ausgewirkt haben.

Für die zuerst genannten Standortfaktoren sind die geologischen Voraussetzungen im Ostalbkreis direkt verantwortlich und die reichen von ganz gut bis eher schlecht. Die Ostalb und ihr Vorland bilden hier einen typischen Ausschnitt aus dem „Südwestdeutschen Schichtstufenland“ und gleich vier geologische Formationen liefern den Untergrund für die Böden. Die Formationen sind angeordnet wie die Stufen einer Treppe. Es sind von Nord nach Süd aufgezählt die Keuper-Formation, im Gebiet des Ostalbkreises ist es die Unterformation des Stubensandsteins (in Bayern auch Burgensandstein genannt), dann folgen Schwarzer Jura und Brauner Jura und schließlich bildet die Weißjura hochfläche der Schwäbischen Alb die höchste dieser Treppenstufen.

In diesen Albkörper raste vor etwa 15 Millionen Jahren ein riesiger Meteorit und stanzt gleichsam ein fast kreisrundes, 22 x 24 km großes Loch in die Alb, das heute als Nördlinger Ries die Schwäbische von der Fränkischen Alb trennt. Durch die Sedimente des Rieskraters und Lössanwehungen liegen hier die fruchtbarsten Böden im Vorland der Schwäbischen

Alb. Noch die Beschreibung des Oberamts Neresheim berichtet 1872, dass der Bauer auf dem Härtsfeld etwa den halben Ertrag pro Hektar Getreide erwirtschaftet als sein Kollege am Riesrand.<sup>1</sup>

Seit den 30er Jahren des letzten Jahrhunderts gibt es in Bezug auf die Bodengüte Zahlen, die einen direkten Vergleich ermöglichen und die eine sehr deutliche Sprache sprechen. Die sogenannte „Landwirtschaftliche Vergleichszahl“ reicht bis zum Spitzenwert 100, der damals für Böden in der Magdeburger Börde, einer Lösslandschaft, festgestellt wurde. Die Böden des Nördlinger Rieses in den Gemeinden Trochtelfingen, Pflaumloch und Goldburghausen liegen im Durchschnitt der Gemarkung bei einer LVZ von 42,3 bis 49,7, das Albvorland ist nur noch mit 20 bis 30 dabei und den Negativrekord hält Degenfeld auf der Alb mit 13,7.<sup>2</sup>

Der nächste Standortfaktor, das Wasser, war auch nicht überall in ausreichendem Maße vorhanden. Während im Vorland der Alb auf dem Gebiet des Ostalbkreises gleich drei größere Flüsse entspringen, Rems, Kocher und Jagst, war das westliche Härtsfeld und der Albuch durch die Verkarstung des Kalksteins bis um das Jahr 1900 so gut wie ohne Wasser. Dort musste man das Regenwasser in Zisternen bei den Häusern sammeln und auf den Fluren und in den Dörfern wurden sogenannte Hülen oder Hülben angelegt, in denen sich das Regenwasser als dreckige Brühe sammelte.

Der aus Lorch stammende Pfarrer, Naturforscher und bedeutende Geologe Oscar Friedrich von Fraas hat dies im Jahr 1873 auf den Punkt gebracht:<sup>3</sup> „Wehe dem Fremden, den in einem der primitiven Albdörfer, wo die Strohdächer überwiegen und man rein auf Regenwasser angewiesen ist, ein Bedürfnis anwandelt nach einem Glase Wasser. (...) Strohgelb bis Kaffeebraun hat sich das Wasser gefärbt, das von den Strohdächern niederrinnt, nur wer von Jugend auf an den Anblick dieses Wassers sich gewöhnt hat, vermag ohne Abscheu das Glas an die Lippen zu setzen.“

In trockenen Jahren mussten die Menschen dieser Albdörfer ihr Trinkwasser mit Fuhrwerken aus den Tälern holen. Das Dorf Bartholomä ist aus Mangel an Löschwasser gleich zwei Mal zum großen Teil abgebrannt, die Chronik verzeichnet allein zwischen 1754 und 1884 insgesamt zwölf größere und kleinere Brandereignisse. Erst mit der Albwasserversorgung um 1900 wurden diese Missstände beseitigt.

Geht es um den Standortfaktor der Bodenschätze ist die Albhochfläche dagegen eher privilegiert. Auf dem Härtsfeld gibt es große Bohnerzvorkommen, die noch im 19. Jahrhundert in der Größenordnung von mehreren zehntausend Zentnern im Jahr von den Bauern abgebaut und an die Schwäbischen Hüttenwerke in Wasseralfingen geliefert wurden. Dort mischte man das Bohnerz wegen seines hohen Eisengehaltes dem Stuferz in der Eisenproduktion im Hochofen bei.<sup>4</sup>

Ein weiterer, begehrter Rohstoff des westlichen Härtsfeldes war ein qualitativ brauchbarer Töpfer-ton – die Feuersteinlehme bilden hier eine mächtige Auflage auf den Weißen Jura. Ebnat hieß deswegen früher „Häfner-Ebnat“ und von Oberkochen aus dem Kochertal gab es Anfragen, ob man den Ton dort nicht abbauen dürfe.

Als weiterer Standortfaktor ist schließlich der Holzreichtum anzusprechen. Hier sind nur für die Römerzeit größere Rodungen zu erwarten. Die jungsteinzeitlichen Bauern und die Kelten der Vorgeschichte waren sicherlich ausreichend mit Holz versorgt.

Der letzte der genannten Standortfaktoren, die verkehrsgeografische Lage, war vor allem für die Römer interessant, die hier als erste befestigte Straßen gebaut haben. Die antike B 29 z. B. verband Stuttgart-Bad Cannstatt mit Bopfingen seit ca. 160 n. Chr. und war schon damals genauso breit wie die heutige zweispurige Bundesstraße. Auch die wichtige Verbindung von der Donau durch den bequemen Albdurchgang des Kocher-Brenz-Tales nach Norden, mit der Verlängerung über die Hohenloher Ebene nach Schweinfurt, wurde bis an das Limestor in Dal-

kingen, an dem wahrscheinlich eine wichtige Handelsroute den Limes querte, mit einer Straße ausgebaut.

In diesem so heterogenen Raum spielte sich nun eine Siedlungsgeschichte ab, wie sie spannender nicht sein könnte. Gleich drei große Kulturen, Kelten, Römer und Alamannen haben ihre bedeutenden Spuren hinterlassen, die auch schon von den Zahlen her überraschen: Allein den Kelten werden fast 700 noch existierende Grabhügel zugeschrieben, die Römer bauten allein hier im Ostalbkreis mit dem Limes eine 59 km lange Grenzmauer, bewacht von sieben kleineren und größeren Kastellen.<sup>5</sup>

### **Alt- und Mittelsteinzeit Jäger und Sammler**

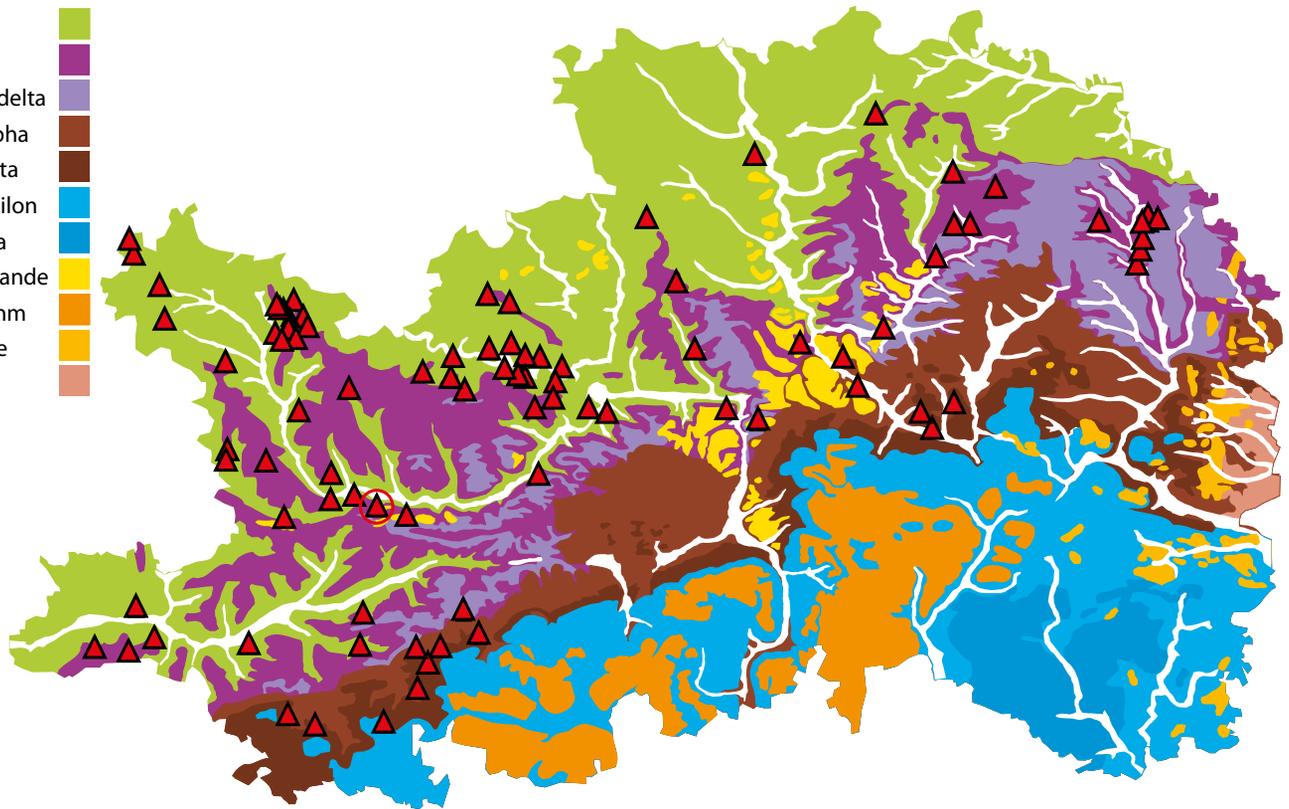
Die Menschen der Alt- und Mittelsteinzeit lebten in kleinen Gemeinschaften als Jäger und Sammler und durchstreiften auf ihrer Beute-suche weite Gebiete. Die Abhängigkeit von der Beute erforderte ein Nomadenleben ohne feste Wohnsitze. Allenfalls als kurzzeitige Unterkünfte dienten die vielen Höhlen der Schwäbischen Alb, denen wir auch die meisten Funde aus Feuerstein und Knochen der Altsteinzeit verdanken.

### **Altsteinzeit**

Das Leben in der Altsteinzeit war seit dem Mittelpaläolithikum (vor etwa 200.000 bis 300.000 Jahren) von einer eiszeitlichen Landschaft geprägt. Die Schwäbische Alb und ihr Vorland waren damals eine offene Steppenlandschaft. Die Menschen ernährten sich hauptsächlich von der Jagd auf große Herden.

Der Fundanfall dieser Epoche aus dem Ostalbkreis ist sehr bescheiden. Nur die Höhlen des Rosensteinmassivs sowie fünf Freilandfundstellen erbrachten bis jetzt entsprechende Fundstücke. Erklärt wird dieses sehr dünne Fundbild damit, dass die sicherlich früher in größerer Zahl vorhandenen Höhlen auf der Nordseite der Schwäbischen Alb inzwischen der Erosion zum Opfer gefallen sind, auf der anderen Seite aber

Keuper  
 Lias alpha  
 Lias gamma delta  
 Braunjura alpha  
 Braunjura beta  
 Weißjura epsilon  
 Weißjura zeta  
 Goldshöfer Sande  
 Feuersteinlehm  
 Bunte Breccie  
 Lehm



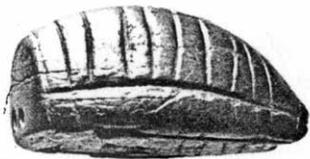
Fundstellen der Mittelsteinzeit im Ostalbkreis

die Freilandfundstellen unter mächtigen, eiszeitlichen Lössanwehungen und in tieferen geologischen Schichten verborgen sind.

Das bekannteste Fundstück stammt aus der Höhle „Kleine Scheuer“ im Rosenstein bei Heubach. Es ist gleichzeitig das älteste Kunstwerk vom Gebiet des heutigen Ostalbkreises: Die 3,8 cm lange Darstellung einer Rentierdasselfliegenlarve aus Gagat stammt aus dem Magdalenién und ist damit an die 15.000 Jahre alt. Die Deutung als Larve der Rentierdasselfliege ist seit der Veröffentlichung des Fundes 1935 umstritten. Die Larven wachsen in der Haut der Rentiere als Parasiten und sind auch heute noch bei den Eskimos eine beliebte Delikatesse. Genauso könnte es bei den Eiszeitjägern gewesen sein und das kleine Kunstwerk würde damit auch durchaus Sinn machen.<sup>6</sup>

ter Wälder. Für die Menschen damals kam der Wandel von einer Steppen- in eine Waldlandschaft einer Umweltkatastrophe gleich. Die großen Rentierherden verloren ihren Lebensraum und zogen nach Norden ab und eine radikale Umstellung der Jagdgewohnheiten von der Herdenjagd auf die Einzeljagd war erforderlich. Auch die vorher leicht zugänglichen Feuersteinvorkommen scheinen bald von der Vegetation überwuchert worden zu sein. So jedenfalls werden die neuen kleinen und kleinsten Werkzeuge der Mittelsteinzeit erklärt, die auf einen Mangel an Rohmaterial hindeuten könnten. Auf der anderen Seite beweisen diese oft winzigen Mikrolithen ein großes technisches Können der nacheiszeitlichen Jäger bei der Herstellung ihrer Waffen und Werkzeuge.

Überraschend dicht ist das Fundbild der Mittelsteinzeit im Ostalbkreis. Nicht weniger als 116 Fundstellen erbrachten Werkzeuge, Waffenbestandteile und Bearbeitungsrückstände aus dieser Epoche. Die Palette reicht dabei von Einzelfunden bis hin zur ergiebigsten Fundstelle im



a

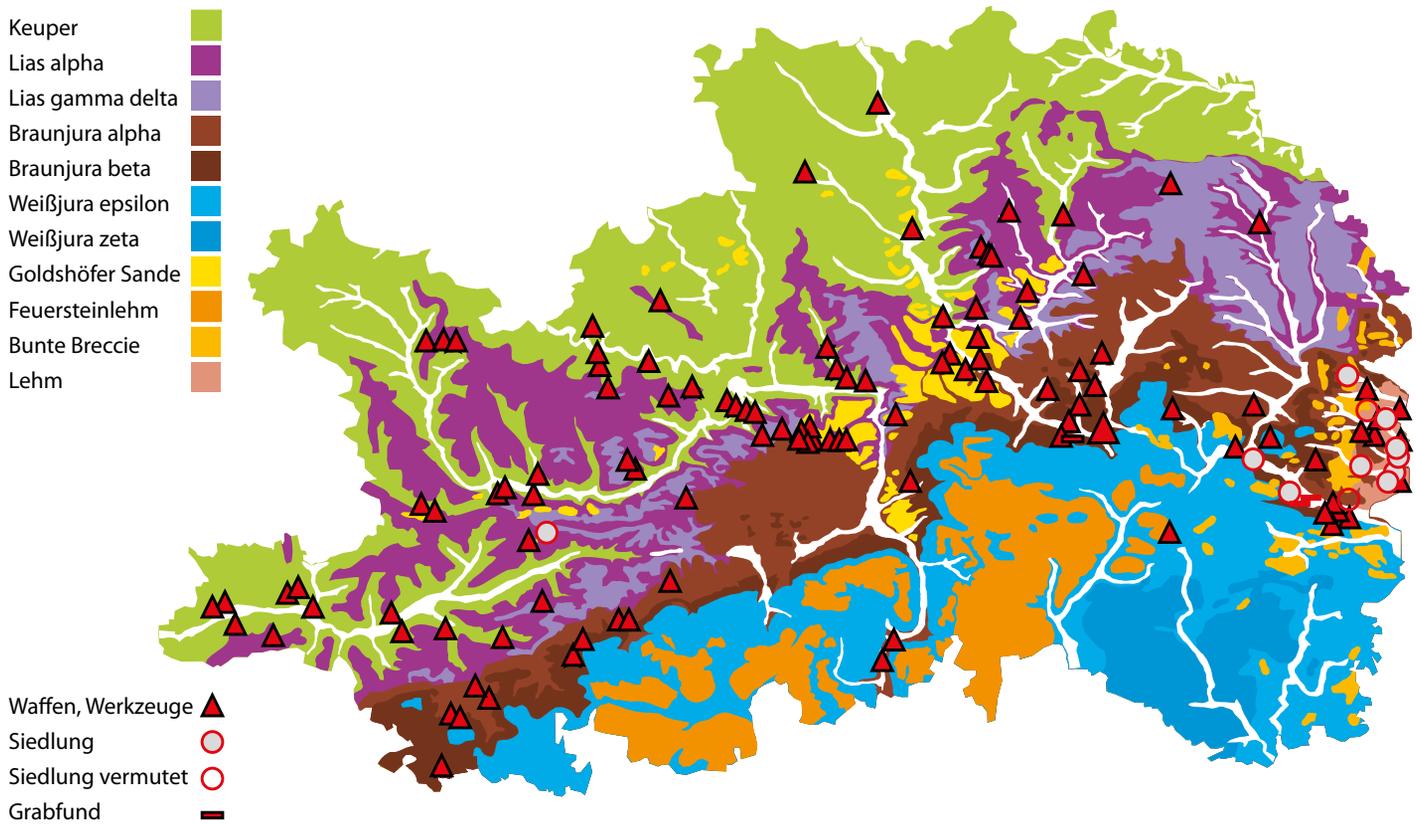


b

Rentierdasselfliegenlarve. Abbildung aus den Fundberichten aus Schwaben von 1935

**Mittelsteinzeit (10000 bis 5500 v. Chr.)**

Etwa 10000 v. Chr. endete die letzte Eiszeit. Die rasch einsetzende Erwärmung sorgte für eine genauso rasche Ausbreitung großer und dichter



Fundstellen der Jungsteinzeit im Ostalbkreis

Ostalbkreis auf der Flur Birkichäcker bei Iggingen-Brainkofen, die allein über 5.000 (gemeldete) Feuersteinwerkzeuge und Bruchstücke lieferte.<sup>7</sup>

Die Verbreitungskarte für das Gebiet des heutigen Ostalbkreises zeigt eine fast gleichmäßige Streuung der Fundpunkte über das ganze Kreisgebiet. Nur das Härtsfeld scheint nicht zum Jagdrevier der nacheiszeitlichen Jäger gehört zu haben. Besonders auffällig ist, dass die ergiebigsten Fundstellen alle im Bereich der sogenannten Goldshöfer Sande liegen.

Eine 1923 abgeschlossene Tübinger Dissertation des Aaleners Heinrich Pahl über diese Anschwemmsande der Urbrenz bestätigt das massenhafte Vorkommen des Feuersteins darin.<sup>8</sup> Somit haben die Menschen der Mittelsteinzeit die Goldshöfer Sande gezielt zur Rohstoffgewinnung für ihre Waffen und Werkzeuge ausgebeutet.

Die große Zahl der gemeldeten Fundstellen deutet auf einen guten Forschungsstand für die Epoche hin, in der Literatur ist sogar „von der

größten Konzentration von Oberflächenfundplätzen in Württemberg“ die Rede.<sup>9</sup> Dieser Forschungsstand ist das Ergebnis der Aktivitäten einiger weniger Sammler, die sich vor allem im Raum Schwäbisch Gmünd auf die mittelsteinzeitlichen Fundstücke spezialisiert hatten und haben. Werner Raschke z. B. hat allein 51 Fundplätze neu entdeckt und weitere 24 regelmäßig begangen. Seine Sammlung umfasst 85.000 Einzelstücke.<sup>10</sup>

Dadurch ist aber auch eine Verbreitungskarte der Fundstellen mit Vorsicht zu interpretieren: Die Sammler haben alle in relativer Nähe zu ihren Wohnsitzen gesucht und zum Teil auch ihre „Reviere“ gegeneinander abgesteckt. Ein gutes Beispiel ist die Umgebung von Aalen-Dewangen. Von dort waren so gut wie keine Funde bekannt. Die Aktivitäten eines einzelnen Sammlers erbrachten in den 1980er und 1990er Jahren zahlreiche Fundstellen und auf der Karte wird damit jetzt eine stark erhöhte Anwesenheit der Jäger und Sammler vorgetäuscht.

## Jungsteinzeit (5500 bis 2300 v. Chr.)

### Die ersten Bauern

Vor 7.500 Jahren begann die Umwandlung des Albvorlandes in eine Kulturlandschaft. Damals, um 5500 v. Chr., kamen die ersten Bauern hier an. Es waren Einwanderer, die aus dem sogenannten „Fruchtbaren Halbmond“ in Kleinasien stammten und die über den Donaauraum schrittweise nach Norden ihr Siedlungsgebiet ausdehnten.

Aus Kleinasien brachten sie eine fertige Kultur und eine gänzlich neue Lebensweise mit: die Bandkeramische Kultur. Zu den wichtigsten Kulturerscheinungen gehörten die Sesshaftigkeit in Siedlungen aus mehreren Gehöften, der Getreideanbau, die Haus- und Nutztiere sowie die Vorratshaltung. Ganz charakteristisch für diese ältesten Siedler ist ihre Keramik mit bandförmigen Verzierungen, die der ganzen Kultur den Namen gab. Ebenfalls neu ist die Bestattung der Toten in der typischen Hockerlage.

Von diesen Siedlern ist weiter bekannt, dass sie sich nur auf landwirtschaftlich erstklassigen Flächen, wie z. B. den Lößböden des Neckarraumes, niedergelassen haben.

Die Einwanderer trafen zwangsläufig mit den einheimischen Jägern und Sammlern zusammen. Über den Kontakt und die Folgen für die Einheimischen gibt es Theorien von der Assimilation bis hin zur Verdrängung. Das Fundbild im Ostalbkreis zeigt eine ganz andere Entwicklung.

### Parallelgesellschaften in getrennten Lebensräumen

Auf den ersten Blick zeigt die Verbreitung der Fundstellen im Ostalbkreis große Ähnlichkeit zur Mittelsteinzeit, mit Ausnahme zweier Punkte auf dem Härtsfeld. Erst eine Trennung der Fundarten bringt ein deutliches Ergebnis: Die sicher nachgewiesenen Siedlungen der ersten Bauern liegen alle im Ries und am Riesrand, während die Waffen- und Werkzeugfunde aus Feuerstein über das ganze Kreisgebiet streuen. Die vielen Pfeilspitzen, Klingen und Scha-

ber bis in die Gegend um Gschwend stammen aber sicher nicht alle von Jagdausflügen der ersten Bauern. Dafür sind sie zu zahlreich und zu weit von den Siedlungen entfernt. Zudem haben Ausgrabungen ergeben, dass die Jagd bei den Bandkeramikern eine eher untergeordnete Rolle gespielt hat.

Nach dem Fundbild im Ostalbkreis haben damit die zwei so unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen längere Zeit in ihren jeweiligen Lebensräumen nebeneinander gelebt und hatten, wie ganz wenige Keramikfunde nahelegen könnten, vielleicht sogar Kontakt untereinander. Die Forschung spricht hier mittlerweile von sogenannten Parallelgesellschaften und auch genetische Untersuchungen haben Kontakte zwischen den verschiedenen Menschengruppen gezeigt. Allerdings wohl nur in eine Richtung. Den Frauen der Bauern war der umherschweifende Lebenswandel der Jäger und Sammler wohl zu anstrengend.<sup>11</sup> Die Jäger und Sammler haben jedenfalls die Goldshöfer Sande auch in der frühen Jungsteinzeit ausgebeutet, wie die Karte in aller Deutlichkeit zeigt. Ebenfalls neue genetische Untersuchungen zeigen, wie die Besiedlung in der Magdeburger Börde abgelauten ist, die wie das Nördlinger Ries zu den am ältesten besiedelten Landschaften in Deutschland überhaupt gehört. Demnach kamen die ersten Bauern, die Bandkeramiker, vom Balkan zu uns und die Bandkeramische Kultur bestand bis um 4900 v. Chr. Erst um 3100 v. Chr. wurde die Magdeburger Börde wieder besiedelt, jetzt von der sogenannten Trichterbecherkultur, getragen von Einwanderern aus Skandinavien. Ihnen verdankt Norddeutschland die Hinkelsteine und Hünengräber. Um 2800 v. Chr. tauchten dann die Schnurkeramiker aus der russischen Steppe auf. Die letzten Einwanderer kamen dann von der iberischen Halbinsel, es waren die Leute der Glockenbecherkultur.<sup>12</sup>

Mit Ausnahme der Trichterbecherkultur, die auf Norddeutschland beschränkt war, kann man sich das Neolithikum im Ries ganz ähnlich vorstellen. Nachgewiesen sind hier die Bandke-



ramische Kultur, als Phase Goldberg I die mittelneolithische Rössener Kultur, als Goldberg II die jungneolithische Michelsberger Kultur und im Endneolithikum die Goldberg III Gruppe.<sup>13</sup>

### Das besondere Bodendenkmal im Ostalbkreis

In der zweiten Stufe der Jungsteinzeit ab etwa 4900 v. Chr. (Phase Goldberg I = Rössener Kultur) besiedelten die Menschen bevorzugt Berge und Anhöhen. Einer der wichtigsten Fundplätze dieser Epoche in Deutschland ist der Goldberg bei Riesbürg-Goldburghausen. Die Ausgrabungen Gerhard Bersus zwischen 1911 und 1929 waren richtungweisend für alle weiteren Siedlungsgrabungen und waren Schulungsort für eine ganze Generation von deutschen Archäologen.

Als Ergebnisse brachten sie neue Erkenntnisse zur Abfolge der Jungsteinzeit in Süddeutschland. Bersu konnte allein für die Jungsteinzeit drei verschiedene Siedlungsphasen auf dem Goldberg nachweisen. Die Funde vom Goldberg sind heute im Goldbergmuseum in Riesbürg-Goldburghausen zu sehen.<sup>14</sup>

### Bronzezeit (2300 bis 1200 v. Chr.)

Der neue Werkstoff Bronze, eine Legierung aus 90 Prozent Kupfer und zehn Prozent Zinn, revolutionierte nicht nur die Waffen- und Werkzeugherstellung. Das Zinn wurde in Spanien und den Britischen Inseln abgebaut und über weite Entfernungen gehandelt. Zusätzlich zum Fernhandel ließ die Verarbeitung vor Ort den neuen Beruf des Bronze gießers entstehen.

Das Fundaufkommen aus dieser Epoche ist landesweit äußerst bescheiden. Nur die mittlere Bronzezeit hinterließ Grabhügel auf der Schwäbischen Alb, Grabungsbefunde von den zahlreichen befestigten Höhensiedlungen und viele sogenannte Hort- oder Versteckfunde, wie der 1923 entdeckte Bronzehort von Unterwillfingen.<sup>15</sup> Die beiden letztgenannten Denkmalgattungen deuten auf unruhige Zeiten hin.

Dementsprechend ist auch der Bestand an Fundstellen und Bodendenkmalen im Ostalbkreis. Die Karte zeigt zunächst eine leichte Ausdehnung des besiedelten Gebiets nach Westen bis ins Remstal, das Ries bleibt allerdings noch

Riesbürg, der Goldberg am Riesrand.  
Foto: B. Hildebrand



Rainau-Schwabsberg, Jungsteinzeitliche Spitze.  
Foto: B. Hildebrand

immer der bevorzugte Siedlungsraum. Gleich drei Berghöhen werden in der Bronzezeit aufgesiedelt und befestigt: Der Ipf bei Bopfingen, die Kocherburg (Schlossbaufeld) bei Aalen-Unterkochen und das Rosensteinplateau bei Heubach. Die durch Wälle befestigten Flächen haben teilweise riesige Ausmaße, sodass die Funktion solcher Siedlungen immer noch unklar ist: Waren es dauernd bewohnte Siedlungen oder aber nur reine Fliehburgen? Das Fundbild im Ostalbkreis deutet auf beide Möglichkeiten hin: Während der Ipf bei Bopfingen mitten in einer bronzezeitlichen Siedlungskammer liegt und beide Nutzungsmöglichkeiten denkbar sind, haben die Kocherburg und der Rosenstein nach dem heutigen Forschungsstand überhaupt kein bronzezeitliches Umfeld. Hier liegen wohl dauernd bewohnte Höhensiedlungen vor.

Grabhügel aus der Bronzezeit haben sich, anders als auf der mittleren Alb, auf der Ostalb sehr wenige erhalten. Abgesehen von einem Befund auf dem Albuch bei Essingen<sup>16</sup> gibt es nur noch ca. 40 Grabhügel auf der Gemarkung Neresheim-Schweindorf. Sie wurden von dem Nördlinger Apotheker und Heimatforscher Frickhinger in den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts ausgegraben.<sup>17</sup> Die Pläne der Grabhügelfelder

zeigen das typische Bild: Die bronzezeitlichen Grabhügel sind sehr flach und lang gestreckt, teilweise oval und relativ niedrig. Damit unterscheiden sie sich schon von der Form her von den Hügeln späterer Epochen.

### Urnenfelderzeit (1200 bis 800 v. Chr.)

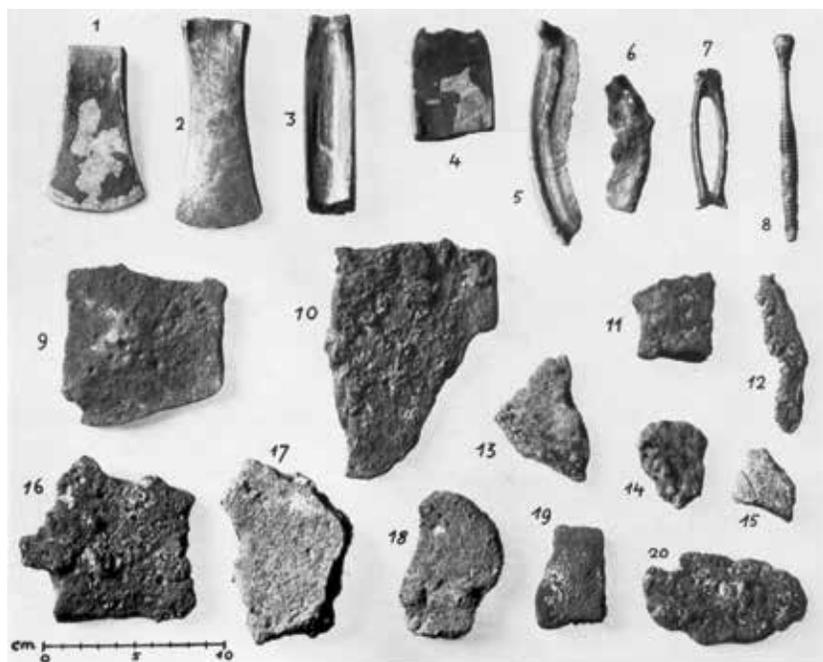
Von der älteren Forschung wurden der Wechsel in der Bestattungssitte, die wiederum vielen befestigten Höhensiedlungen und die genauso zahlreichen Hortfunde mit dem Eindringen der kriegerischen Urnenfelderleute erklärt. Die moderne Forschung dagegen sieht in der Urnenfelderkultur mehr eine spätbronzezeitliche Erscheinung und betont die Kontinuität in der Entwicklung, die nicht nur bei der Keramik sichtbar ist.

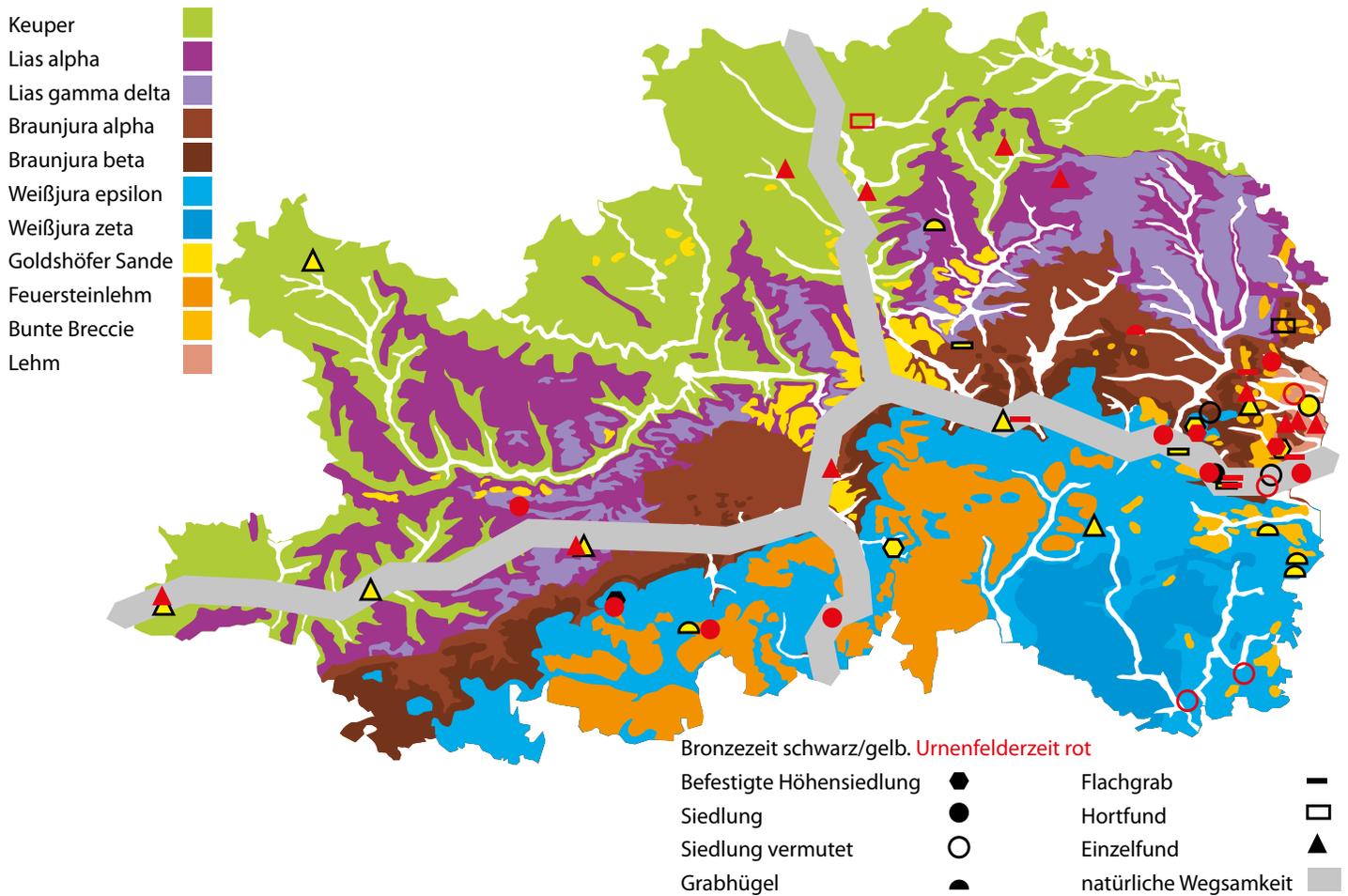
Die neue Bestattungsart – Verbrennung der Toten auf dem Scheiterhaufen und Beisetzung der Asche in einer Urne in kleinen Gräberfeldern – sorgt für einen sehr schlechten Forschungsstand. Die Entdeckung der Urnenfelder mit ihren kleinen und tief angelegten Grabgruben unterliegt letztlich dem Zufall. Genauso wenige Flachlandsiedlungen sind bis jetzt bekannt. Nur die befestigten Höhensiedlungen, ein Hortfund bei Jagstzell-Dankoltsweiler<sup>18</sup>, ein Grabfund<sup>19</sup> und einige Einzelfunde deuten das Siedlungsbild der Epoche an.

Die Verteilung der Funde und Bodendenkmale im Ostalbkreis ist fast identisch mit der vorhergegangenen Bronzezeit. Wiederum bildet das Ries den deutlichen Siedlungsschwerpunkt um die Höhensiedlungen Goldberg und Ipf. Der Rosenstein bei Heubach ist ebenfalls in der Urnenfelderzeit besiedelt. Erstmals geben sich jetzt im Fundbild die wichtigen Verkehrsachsen im Ostalbkreis durch Funde zu erkennen:<sup>20</sup>

Die wichtige Ost-West-Achse vom Nördlinger Ries entlang dem Albtrauf in die Aalener Bucht und weiter durch das Remstal in das Neckarland, und die nicht minder bedeutende Nord-Süd-Verbindung vom Main über die Hohenloher Ebene durch das Jagsttal und durch das Kocher-Brenz-Tal zur Donau. Beide natürli-

Jagstzell-Dankoltsweiler, Hortfund der Urnenfelderzeit. Abbildung: Fundberichte aus Schwaben von 1932





che Wegsamkeiten behalten durch die gesamte Vor- und Frühgeschichte ihre Bedeutung und werden heute durch Bundesstraßen und Eisenbahnlinien markiert.

Für den Untergang der Urnenfelderkultur wird heute ein sehr dramatischer Klimawandel verantwortlich gemacht. Um das Jahr 800 v. Chr. ist es anscheinend zu einer wesentlichen Abkühlung gekommen und gleichzeitig zu einer starken Zunahme der Niederschläge.

Wolfgang Behringer formuliert das in seiner Kulturgeschichte des Klimas folgendermaßen: „Funde der Urnenfelderzeit sind in weiten Teilen Europas unter dicken Schlammschichten begraben.“

So mussten anscheinend viele Siedlungen an Seeufern und in den Flusstälern aufgegeben werden und es kam in der Folge zu umfangreichen Migrationsbewegungen.<sup>21</sup>

### Hallstattzeit (800 bis 475 v. Chr.) Fürsten, Krieger, Bauern

Nach einem Fundort in Österreich am Hallstätter See wird der ältere Teil der vorrömischen Eisenzeit bezeichnet. Zum ersten Mal für die Vor- und Frühgeschichte wird eine materielle Kultur mit einem historisch bezeugten Volk in Verbindung gebracht: den Kelten. Der große Hallstatt-Kulturkreis, der von Paris im Westen bis nach Böhmen im Osten reichte, wurde damals von wenigen, mächtigen Dynastien beherrscht. Mangels einer schriftlichen Überlieferung werden sie heute als Fürsten bezeichnet, die Zentren ihrer Macht lagen auf befestigten Berggipfeln. Mindestens 11 solcher Fürstensitze sind bis heute durch Funde und Ausgrabungen bekannt geworden, die am besten erforschte Anlage ist die Heuneburg bei Hundesingen an der Donau.

Ein erneuter Wechsel in der Grabsitte erlaubt für die Hallstattzeit erstmals eine relativ genaue

Siedlungsbild der Bronze- und Urnenfelderzeit

Beurteilung des Siedlungsgebietes. Die frühen Kelten bestatteten ihre Verstorbenen mit teilweise reichen Beigaben in Grabhügeln, von denen sich Tausende in Süddeutschland erhalten haben.

So zeigt sich auch für den Ostalbkreis eine vergleichsweise dichte Besiedlung. Neben den großen befestigten Höhensiedlungen Goldberg, Ipf, Kocherburg (?) und Rosenstein (?) markieren 45 Grabhügelfelder mit insgesamt mindestens 404 Grabhügeln ein Siedlungsbild, das jetzt fast die gesamte Südhälfte des Landkreises umfasst und nur das Keupergebiet im Norden als unbesiedelt zeigt. Auch die Braunjuragebiete des Albvorlandes sind relativ dünn besiedelt. Die höchste Fundstellendichte bringt nach wie vor das Nördlinger Ries und seine Randgebiete, obwohl sich hier durch die intensive Landwirtschaft keine Grabhügel erhalten haben. Die schon erwähnte Klimaänderung führte wohl auch dazu, dass jetzt die Hochflächen der Alb, bei uns Albuch und Härtsfeld, nach Aussage der Grabhügel besiedelt wurden.<sup>22</sup>

### **Bohnerz – das „Gold“ des Härtsfeldes**

Nach einem sehr zaghaften Beginn der Besiedlung in der Bronzezeit sind jetzt das Härtsfeld und auch ein Teil des Albuchs<sup>23</sup> schlagartig in das besiedelte Land mit einbezogen. Zumindest die Grabhügel zeugen davon, denn jeder Hügel und jedes Grabhügelfeld setzt eine zugehörige Siedlung voraus. Selbst die extremen Hochflächen der Alb, die an permanentem Wassermangel leiden, werden besiedelt. Die ältere Forschung erklärte die Besiedlung der Alb durch die Kelten damit, dass diese Viehhirten waren und deshalb der Wassermangel nicht so sehr ins Gewicht fiel. Mittlerweile ist zusätzlich zum Klima auch einer der Bodenschätze des Härtsfeldes wieder vermehrt in das Bewusstsein der Archäologie gerückt: das auf dem Härtsfeld weitverbreitete Bohnerz. Noch im 19. Jahrhundert wurden hier aus den Gruben bei Michelfeld und Dorfmerkingen jährlich fast 24.000 Zentner des

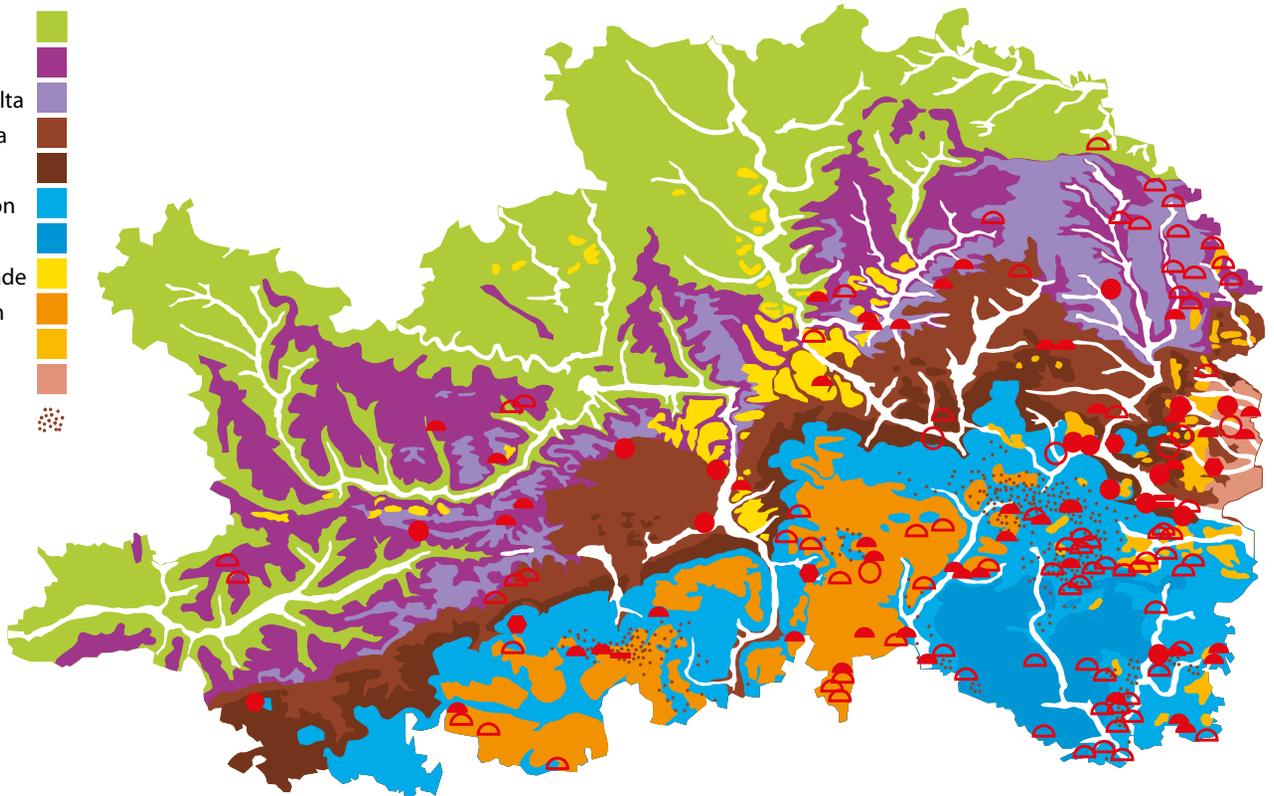
begehrten Erzes gewonnen.<sup>24</sup> Die Verbreitungskarte zeigt ein deutliches Bild: Die Grabhügel auf Albuch und Härtsfeld liegen fast alle sehr dicht bei den Bohnerzvorkommen, während die klimatisch günstigeren Flächen des inneren Härtsfeldes im Bereich des Weißjura Zeta nach dem Fundaufkommen so gut wie unbesiedelt bleiben. Ein weiterer „Bodenschatz“ des Härtsfeldes dürfte für die Kelten fast genauso interessant gewesen sein: Der Feuersteinlehm um Ebnat und Waldhausen eignet sich sehr gut als Töpferton. Ebnat hieß im 18. Jahrhundert deswegen zeitweise „Häfner-Ebnat“, und selbst die Töpfer in Oberkochen verarbeiteten gern den Ton vom Härtsfeld.

### **Fürst oder nicht Fürst**

Spätestens seit den Forschungen des Tübinger Professors Wolfgang Kimmig wird der Ipf bei Bopfingen aufgrund entsprechender Funde vom Hochplateau zu den keltischen Fürstensitzen gerechnet. Die Kriterien Kimmigs wurden vom Ipf aber nur zum Teil erfüllt: Neben einer imposanten befestigten Höhensiedlung und importierten Luxusgütern aus dem Mittelmeerraum fehlten bislang die großen Grabhügel, die zu jedem dieser Fürstensitze gehörten.<sup>25</sup> Deswegen war es in Fachkreisen immer umstritten, welche Bedeutung dem Ipf zuzumessen ist. Die Palette der Meinungen reichte dabei vom einfachen Häuptlingssitz (Jörg Biel) bis hin zur keltischen Königsburg (Gerhard Bersu).

Im Spätsommer des Jahres 2001 schaffte der Luftbildarchäologe des Landesdenkmalamtes Otto Braasch hier Klarheit: Er entdeckte bei dem kleinen Weiler Osterholz die Kreisgräben von zwei ehemals monumentalen Grabhügeln mit 17 und 60 Metern Durchmesser.<sup>26</sup> Der kleinere von beiden wurde mittlerweile unter der Leitung von Rüdiger Krause ausgegraben und erbrachte eine Brandbestattung der älteren Hallstattzeit (späte Stufe C) mit einer umfangreichen Keramikausstattung. Während hier im kleineren Grabhügel wohl eine Vorfahrin der Dynastie vom Ipf bestattet ist, wird im größeren

- Keuper
- Lias alpha
- Lias gamma delta
- Braunjura alpha
- Braunjura beta
- Weißjura epsilon
- Weißjura zeta
- Goldshöfer Sande
- Feuersteinlehm
- Bunte Breccie
- Lehm
- Bohnerz



- |                          |   |  |   |
|--------------------------|---|--|---|
| Befestigte Höhensiedlung | ◆ | Grabhügel hallstattzeitlich            | ◐ |
| Siedlung                 | ● | Grabhügel vermutlich hallstattzeitlich | ◑ |
| Siedlung vermutet        | ○ | Flachgräber                            | ▬ |

Hügel ein Vertreter der schon erwähnten Fürstenschicht vermutet.

### Der Umzug des Fürsten?

Sabine Rieckhoff<sup>27</sup> bringt in dem Standardwerk zur Geschichte der Kelten in Deutschland den schon erwähnten Goldberg mit dem Ipfenberg in Verbindung. Als Phase Goldberg IV ergab die Ausgrabung dort einen hallstattzeitlichen Herrnsitz, der bis zum Wechsel der Stufe Hallstatt D2 zu Hallstatt D3 um die Jahre 510/525 v. Chr. bestand. Der Herrnsitz auf dem Goldberg wurde offensichtlich damals aufgegeben und der Ipfenberg zur repräsentativen Höhenburg ausgebaut. Wechselte die reiche Dynastie ihren Wohnsitz und zog vom Goldberg auf den nahegelegenen Ipfenberg?

Seit dem Jahr 2015 gibt es unterhalb des Ipfenbergs eine Freilichtanlage mit Rekonstruktionen zum keltischen Fürstensitz: Unter anderem ist die

schon von Hertlein festgestellte „Pfeilerschlitzmauer“ in ihrer ursprünglichen Höhe und auf 20 Metern Länge nachgebaut. Erst die Dimension dieses Nachbaues lässt den Umfang der damaligen antiken Großbaustelle erahnen und zeigt gleichzeitig auch, welche Machtfülle dieser Fürst auf dem Ipfenberg haben musste.

### Archäologie eines Fürstensitzes

Die langjährigen Forschungen Rüdiger Krauses, unterstützt von interdisziplinären Projekten, brachten eine Fülle neuer Erkenntnisse zum Ipfenberg und seinem keltischen Umfeld, die in zwei aktuellen Publikationen vorgestellt werden.<sup>28</sup> Deswegen soll hier nur zusammenfassend zur Geschichte des Fürstensitzes berichtet werden.

Der Fürst residierte auf dem Ipfenberg am Rande einer dicht besiedelten keltischen Kornkammer im westlichen Ries. Anhand von Keramikfunden und anderen Fundstücken lässt sich sein

Siedlungsbild der Hallstattzeit



Bopfingen, die rekonstruierte spät-keltische „Pfostenschlitzmauer“ umgab in 2,4 km Länge den keltischen Fürstensitz Ipf.

Foto: B. Hildebrand

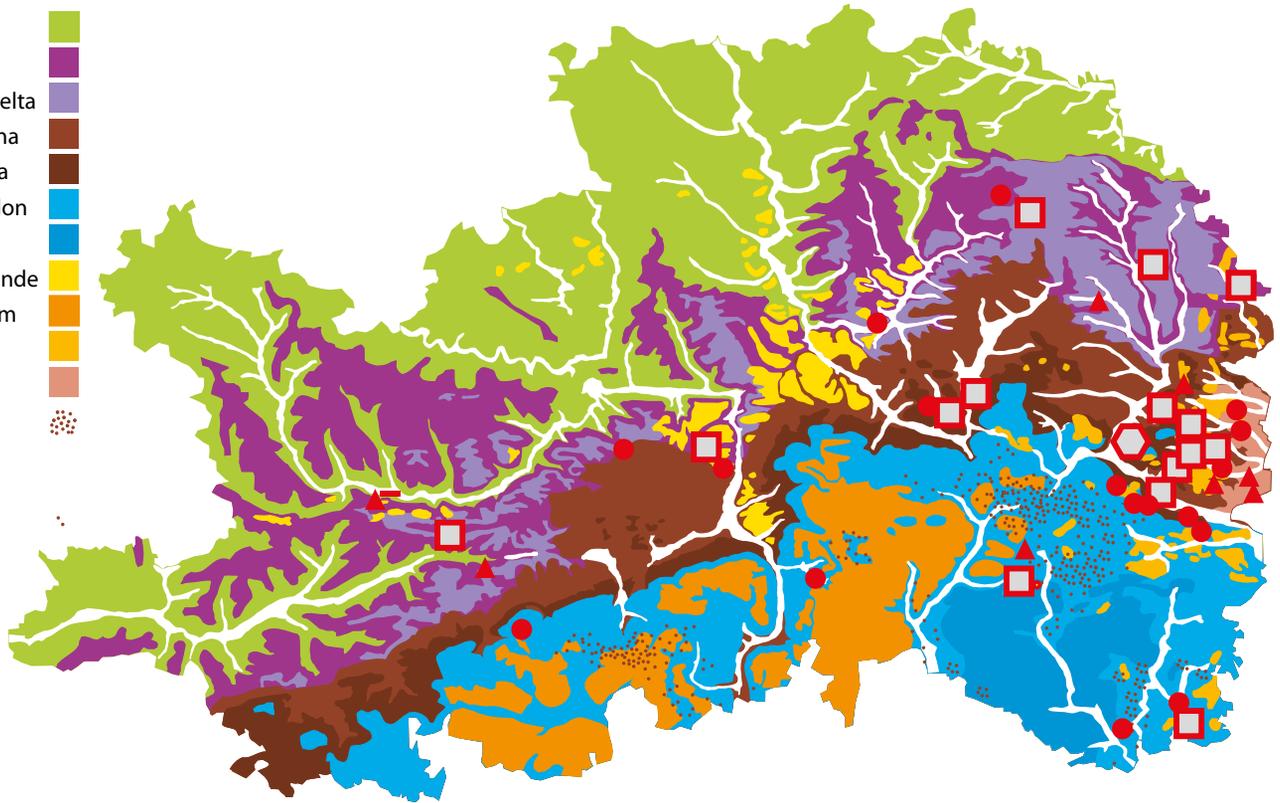
Einflussbereich abgrenzen, der bis weit ins bayerische hineinreichte. Importierte griechische Keramik deutet auf die weiträumigen Handelsbeziehungen hin. Der Ipf war eingebettet in ein Geflecht von Handelswegen, die in unserem Fall nicht wie vielfach angenommen über das Rhône-Tal in Südfrankreich führten, sondern sich mehr östlich in Richtung Venetien orientierten. Der Fürstensitz Ipf entstand am Beginn der Phase Hallstatt D3, je nach Datierungsansatz in den Jahren zwischen 525 und 510 v. Chr. Auf dem 2,3 ha großen Hochplateau darf man sich die „Burg“ des Fürsten vorstellen, während darunter auf dem wesentlich größeren Areal keine besonders verdichtete Besiedlung vorhanden war, sondern sogenannte 60 mal 60 m große „Rechteck- oder Quadrathöfe“, die wohl von den Gefolgsleuten des Fürsten bewohnt waren.

Die äußeren Befestigungen zeigen zwei unterschiedliche Phasen: Aus der Anfangszeit des Fürstensitzes einen Wall, der praktisch den ganzen Berg umschließt und eine zweite Befestigung mit deutlich reduzierter Fläche aber immer noch 2,4 km Länge, die aus der schon erwähnten Pfostenschlitzmauer bestand und am Übergang zur Stufe Latène A errichtet wurde. Damit bestand der Fürstensitz vermutlich über 100 Jahre und endete im Laufe der frühen Latènezeit. Auf der nahegelegenen Höhe über dem

Egertal beim Weiler Osterholz lagen der Bestattungsplatz der Dynastie und mehrere Rechteckhöfe, die den Funden nach ebenfalls in direktem Zusammenhang zu den Fürsten zu sehen sind. Der spektakulärste Befund ist die Versiegelung eines Gebäudes mit einer großen Steinpackung aus 50 Tonnen Steinen, das hier gleichsam beerdigt wurde. Zu einem Fürstensitz dieser Dimension gehört in der Regel eine große Außensiedlung, wie sie im Falle der Heuneburg nachgewiesen ist. In Bopfingen lag diese wohl im Bereich der heutigen Stadt, der Höhenrücken bei Osterholz wird als Standort seit den geomagnetischen Messungen dort jedenfalls ausgeschlossen.

Obwohl das Ries eine überaus fruchtbare Landschaft ist, fällt es schwer, nur in der landwirtschaftlichen Produktion oder auch im Fernhandel die alleinige Machtbasis des Fürsten zu sehen. Hier bieten sich vielmehr die Bodenschätze des benachbarten Härtsfeldes an, also eine Eisenproduktion auf Grundlage der mächtigen Bohnerzvorkommen. Eine keltische Eisenverhüttung konnte schon in einem Rechteckhof beim Weiler Osterholz nachgewiesen werden. Befunde, die aber auf eine Eisenproduktion im großen Stil hindeuten, fehlen bis jetzt. Der neuzeitliche Bohnerzabbau dürfte hier viele der keltischen Spuren bereits beseitigt haben.<sup>29</sup>

- Keuper
- Lias alpha
- Lias gamma delta
- Braunjura alpha
- Braunjura beta
- Weißjura epsilon
- Weißjura zeta
- Goldshöfer Sande
- Feuersteinlehm
- Bunte Breccie
- Lehm
- Bohnerz



- Viereckschanze
- Einzelfund
- Siedlung
- Fürstensitz Ipf
- Grabfund

### Latènezeit (450 bis 80 v. Chr.)

Im Jahr 1857 wurden in einer Untiefe (franz. La Tène) am Neuenburger See in der Schweiz massenhaft eiserne Waffen gefunden, die in der Forschung der zweiten Hälfte der vorrömischen Eisenzeit ihren Namen geben sollten: Latènezeit. Die Epoche ist geprägt von einem tief greifenden Wandel.

Die großen Fürstensitze verschwinden und die Kelten legen ab etwa 150 v. Chr. stadtartige Siedlungen an, die Julius Caesar als Oppida bezeichnet. Auch die Bestattungssitte ändert sich. Die reichen Bestattungen in teilweise großen Grabhügeln verschwinden in der Frühphase der Epoche und werden von kleinen Flachgräberfeldern abgelöst, die archäologisch weit unauffälliger sind.

Das Siedlungsbild wird jetzt besonders in Süddeutschland durch die so genannten Viereckschanzen markiert. Erstmals prägten die Kelten aus Gold und Silber ihr eigenes Geld, dessen ty-

pische Form im Volksmund zu der Bezeichnung Regenbogenschüsselchen geführt hat.

Die neue Grabsitte beeinflusst direkt das uns heute bekannte Siedlungsbild: Im ganzen Ostalbkreis ist nur eine Bestattung (in Leinzell) bekannt, und das Fundbild ist lange nicht mehr so dicht. Die wenigen frühen Höhensiedlungen und die insgesamt 14 Viereckschanzen der ausgehenden Mittel- und Spätlatènezeit markieren aber im Prinzip das gleiche Siedlungsbild wie das der vorangegangenen Hallstattzeit. Immer noch werden die Keuperwaldberge gemieden und auch der Braune Jura ist kaum besiedelt. Auf dem Härtsfeld liegen zwei Viereckschanzen in der Nähe der Bohnerzvorkommen.

Der Ipf bei Bopfingen ist nach wie vor im Brennpunkt der Besiedlung, ein Oppidum oder eine größere Siedlung an Stelle des Fürstensitzes wird jedoch heute ausgeschlossen.

Siedlungsbild der Latènezeit

### **Die Viereckschanze bei Bopfingen-Flochberg**

Die Funktion der Viereckschanzen wurde lange Zeit sehr kontrovers diskutiert. Die Erklärungen reichten von Viehpferchen über befestigte Stammesmittelpunkte bis hin zu Kultplätzen. Nachdem einige moderne Ausgrabungen im Innern der Anlagen nur Brunnenschächte und höchstens einen kleinen Holzbau erbracht hatten, schien die Deutung als keltische Heiligtümer oder Kultanlagen (Nemeton/Temenos) sicher.<sup>30</sup> Erst die Ausgrabungen in Bopfingen-Flochberg brachten wieder Bewegung in die Diskussion. Hier wurden mächtige Ständerbauten im Innern der Schanze gefunden, die auf eine Funktion als Stammes- oder Herrschaftszentrum hindeuten.<sup>31</sup> Eine weitere, einfachere Erklärungsmöglichkeit sieht die Viereckschanzen als keltische Gutshöfe oder einfach ländliche Herrenhöfe.<sup>32</sup> Die anderen Viereckschanzen im Ostalbkreis sind bis jetzt unerforscht. Besonders die sehr gut erhaltene Schanze bei Kirchheim-Jagstheim ist einen Ausflug wert.

### **Das Ende der keltischen Kultur**

Ungeklärt ist bis heute das Ende der keltischen Kultur im Gebiet östlich des Schwarzwaldes und nördlich der Alb. Für die letzten Jahrzehnte vor Christi Geburt fehlen die archäologischen Zeugnisse genauso wie für blutige Eroberungen der Römer gut ein Jahrhundert später. Das Ende der keltischen Besiedlung in Süddeutschland wird heute in den Jahren um 80 v. Chr. vermutet (Ende der Stufe Latène D2).<sup>33</sup> Damit gewinnt die von Claudius Ptolemäus<sup>34</sup> erwähnte Helvetiereinöde wieder an Wahrscheinlichkeit und auch der Name des keltischen Stammes, der hier siedelte, wird genannt: die Helvetier.

### **Die Zeit des Alblimes Prinzip der Raumdeckung<sup>35</sup>**

Seit dem Jahr 15 v. Chr. gehörte das Alpenvorland zum Weltreich der Römer. Die Donau wurde als Reichsgrenze 60 Jahre später durch römische Kastelle gesichert. Der Rhein bildete

die andere Reichsgrenze gegenüber dem freien Germanien. Für die Römer waren Rhein und Donau ideale Grenzen, da aufwendige Befestigungsanlagen angesichts der Breite der beiden Flüsse nicht notwendig waren. Trotzdem entschloss sich Rom spätestens im Jahr 74 n. Chr., die Flussgrenzen aufzugeben und noch ein Stück in Richtung freies Germanien vorzurücken. Grund dafür war die schlechte Verkehrsverbindung zwischen den beiden Provinzen Obergermanien und Rätien. Wer z. B. von Mainz nach Augsburg reisen wollte, musste einen riesigen Umweg entlang der beiden Flüsse über Basel auf sich nehmen. In einer ersten Eroberungswelle wurde das Gebiet um Rottweil besetzt. Grund dafür war die militärische Sicherung der neuen Fernverbindungsstraße von Straßburg durch den Schwarzwald nach Tuttlingen an die Donau.<sup>36</sup>

Den nächsten Schritt bildete die Besetzung des Neckarlandes in den Jahren nach 85 n. Chr., der Ostalb um 100 n. Chr. und des Nördlinger Rieses. Jetzt erst war eine direkte Straßenverbindung von Mainz nach Augsburg möglich.

### **Die Römer auf der Ostalb (ca. 100 n. Chr. – 254 n. Chr)**

Mit der militärischen Besetzung der Ostalb wohl um das Jahr 100 n. Chr. gingen umfangreiche Baumaßnahmen einher. Das neu eroberte Gebiet musste nicht nur militärisch gesichert werden, vielmehr galt es zunächst, eine Infrastruktur aufzubauen. Das heißt konkret, die Nachschubwege mussten durch ausgebaute Straßen garantiert werden. Für die Soldaten wurden befestigte Kasernen, die Kastelle, errichtet. So entstanden die heute noch sichtbaren Straßen auf dem Härtsfeld zur Anbindung der Kastelle Oberdorf und Lauchheim an das wichtige Kastell Heidenheim und die Provinzhauptstadt Augsburg. Gleiches ist für das Kastell auf den Weiherwiesen bei Essingen<sup>37</sup> anzunehmen. Vom Kastell Oberdorf aus bewachten ca. 500 Soldaten den wichtigen Alaufstieg, in Lauchheim und Essingen waren wohl klei-

nere Einheiten mit je ca. 160 Mann stationiert. Zusätzlich ist damit zu rechnen, dass bei den Militärlagern schon bald Zivilsiedlungen entstanden. Hier lebten nicht nur die Familien der Soldaten, sondern auch Handwerker und Händler sowie die Betreiber der zahlreichen Schankwirtschaften, die von der Kaufkraft der Soldaten profitierten.

Für die Zeit des Alblimes ist noch keine geschlossene und befestigte Grenzlinie nachgewiesen. Die Grenze scheint der Albtrauf oder die Verbindungsstraße zwischen den Kastellen gewesen zu sein. Nach dem Prinzip der Raumdeckung kontrollierten die Römer die wichtigen Verkehrswege. Beachtenswert ist die Tatsache, dass seit dieser Zeit, ab etwa 100 n. Chr. eine direkte und gut ausgebaute Straßenverbindung von Bopfingen nach Rom bestand.

## **Der Bau des Limes**

### **Die Grenze wird dichtgemacht**

Ebenfalls um 100 n. Chr. wurde in Heidenheim die größte Auxiliartruppe der gesamten Provinz Rätien stationiert, eine 1.000 Mann starke Reitereinheit. Diese ALA II FLAVIA baute sich hier am strategisch wichtigen Albdurchgang ein 5 ha großes Kastell, das damit für lange Jahre die Schaltzentrale dieses Abschnitts des Alblimes war. Erst um 160 n. Chr., in den letzten Regierungsjahren des Kaisers Antoninus Pius, bekam die Truppe aus Rom einen neuen Marschbefehl und die Römer veranstalteten in den Folgejahren im Vorland der Ostalb ein gigantisches Bauprogramm. Neue dendrochronologische Datierungen und Inschriften lassen die Ereignisse relativ genau nachvollziehen.

Zunächst wurde das Kastell in Heidenheim planmäßig abgebrochen und der Grund einplaniert.<sup>38</sup> Noch brauchbare Teile der hölzernen Soldatenbaracken hat man nach Aalen transportiert, wo sich die Truppe ein neues Lager errichtete, das nach Aussagen einer Inschrift bereits 164 n. Chr. fertiggestellt ist. Das Kastell in Rainau-Buch wurde 161 n. Chr. errichtet,<sup>39</sup> die Remstalkastelle Böbingen, Schwäbisch Gmünd-

Schirenhof sowie das Kleinkastell Freimühle (?) wohl in gleicher Zeit.

Der Limes entstand zunächst als Schneise durch die Wälder und wurde als Grenze von Wachtürmen in Sichtverbindung untereinander überwacht. Bei der Grenze zur Nachbarprovinz Obergermanien im Rotenbachtal in Schwäbisch Gmünd fand man, wie in Rainau-Schwabsberg auch, Teile der hölzernen Limespalisade. In Schwäbisch Gmünd wurden die Eichen in den Jahren 163/164 n. Chr., in Schwabsberg 165/166 n. Chr. gefällt. In diesen Jahren hat man folglich die durchgehende Limespalisade errichtet. Die Holzbauphase ist durch neuere Forschungen auch für diesen westlichsten Teil des rätischen Limes nachgewiesen. Vermutlich 25 bis 30 Jahre später waren die Holztürme baufällig geworden. Sie sind durch Steintürme in gleicher Höhe ersetzt worden.<sup>40</sup>

## **Der Verlauf des Limes und das**

### **»Limesknie« bei Lorch**

Der Verlauf der neuen Grenzziehung des Obergermanisch-Rätischen Limes und vor allem das sogenannte Limesknie bei Lorch hat schon immer die Forschung beschäftigt. Fest steht, dass die sehr guten Böden des Neckarlandes und des Nördlinger Rieses für die Römer zur Versorgung ihrer Grenztruppen sehr interessant waren. Die verkehrstechnischen Vorgaben wurden ebenfalls berücksichtigt. Was aber bewog die Römer, das Fils- und Remstal in Besitz zu nehmen? Von den landwirtschaftlichen Möglichkeiten her sind beide Landstriche, sowohl um Göppingen als auch um Schwäbisch Gmünd herum, eher durchschnittlich. Eine deutliche Aussage liefern die Karten mit der Verbreitung der römischen Gutshöfe in Baden-Württemberg (aktuellste Karte im Katalog „Imperium Romanum“).<sup>41</sup> Dort sind die deutlichen Schwerpunkte der zivilen Besiedlung im Neckarraum und am Rande des Nördlinger Rieses zu erkennen, während um Göppingen und Schwäbisch Gmünd nur eine ganz geringe zivile Besiedlung bekannt ist. So ist es wohl zunächst die große verkehrs-



Rainau, Limes-Park.  
Rekonstruierter  
Limesturm.  
Foto: B. Hildebrand

technische Bedeutung beider Talschaften, die den Römern wichtig war.

Die Entstehung der Limeslinie nördlich des Remstals in dieser Form hat aber noch einen ganz anderen Grund: Nördlich der Limeslinie liegt die geologische Formation des Keupers, die zumindest im Gebiet des Ostalbkreises von allen vor- und frühgeschichtlichen Kulturen gemieden wurde. Dort gibt es keine jungsteinzeitlichen Bauern, keine keltische Besiedlung und auch keine alamannischen Gräberfelder. Im Ostalbkreis wurden diese Keuperwaldberge erst ab dem 8. Jahrhundert n. Chr. aufgesiedelt, im königlichen Bannwald Virngrund um Ellwangen vom dort 764 n. Chr. neu gegründeten Kloster aus. Wie schlecht diese Böden dort für eine vorindustrielle Landwirtschaft geeignet sind, zeigen auch die vielen spätmittelalterlichen Wüstungen, von denen sich nur die Namen und oft auch noch die sogenannten Wölbäcker in den Waldgebieten erhalten haben. Wie der archäologische Beitrag in der Kreisbeschreibung von Schwäbisch Hall zeigt, gibt es dort aber eine relativ dichte Besiedlung der Keuperformation – also ein auf den ersten Blick gänzlich anderer Befund. Das Rätsel löst sich erst mit einem Blick auf die geologische Karte von Baden-Württemberg. Auf dieser Karte aus dem historischen Atlas sind die einzelnen geologischen Formationen des Keupers detailliert abgebildet. Die Projektion des Limesverlaufs auf die Karte zeigt dann sehr deutlich, was im Vorland der Schwäbischen Alb den Limesverlauf bestimmte: Die Limeslinie spart ganz deutlich die sogenannte Löwenstein-Formation aus (früher als Stubensandstein bekannt) und das nicht nur auf württembergischer Seite.<sup>42</sup> Dort dürfte sich in römischer Zeit ein dichter Urwald befunden haben, der für die Römer wirtschaftlich gänzlich uninteressant war.<sup>43</sup> Durch diesen Urwald gab es nach den vorgeschichtlichen Funden zu urteilen nur eine sogenannte „Natürliche Wegsamkeit“, das Tal der Jagst, das als Verlängerung des Kocher-Brenztales wohl eine uralte Nord-Südverbindung von der Donau an den Main war

und das auch von den Römern militärisch stark geschützt wurde.

### Zivile Besiedlung

Im Schutz der nun geschlossenen Grenze entwickelte sich eine rege zivile Besiedlung. Nicht nur im Umfeld der Militärlager, wo vor allem die Familien der Soldaten lebten, sondern auch auf dem flachen Land. Es war immer schon römische Politik, die Truppen möglichst von standortnahen landwirtschaftlichen Betrieben zu versorgen. Allein im heutigen Ostalbkreis sind 47 solcher römischer Gutshöfe nachgewiesen, das Nördlinger Ries war noch wesentlich dichter besiedelt. Allerdings liegt im Ostalbkreis der Schwerpunkt der römischen Landwirtschaft am Westrand des Rieses und im östlichen Härtsfeld, während das Remstal für die Landwirtschaft wenig interessant war.

Auch in den Vici, den Lagerdörfern bei den Kastellen, machte sich die römische Hochkultur breit. Zu jedem Kastell entstand ein großes Badegebäude für den römischen Badevorgang. Damit war im Vorland der Ostalb im 2. Jahrhundert ein Standard gesetzt, der erst wieder im 20. Jahrhundert erreicht wurde. Zwei der Bäder – Schirenhof und Buch – sind ausgegraben und haben interessante Datierungen erbracht. Wie die Funde daraus zeigen, standen die Badegebäude nicht nur den Soldaten zur Verfügung – unter den Fundstücken war jedenfalls auch Frauenschmuck.

### Die Teufelsmauer

Von unseren Vorfahren stammt der Begriff der Teufelsmauer für die letzte Bauphase des Rätischen Limes. Sie konnten sich das mächtige Bauwerk nicht anders erklären. Auch heute noch nötigen seine Dimensionen Respekt vor den Römern ab: Die etwa 3 Meter hohe und 1,1 bis 1,2 m dicke Mauer war 168 Kilometer lang. Allein zum Bau der Mauer mussten die Römer damals mindestens eine halbe Million Kubikmeter Steine abbauen, zum Limes transportieren und dort verarbeiten, falls nicht vor Ort (wie



in Bayern nachgewiesen) Steinmaterial zu Verfügung stand.

Zusätzlich wurden noch viele der schon vorhandenen Steintürme neu gebaut, wie die Ausgrabungen des WP 12/77 im Mahdholz in Rainau-Buch zeigten.<sup>44</sup>

Das Baudatum der Teufelsmauer war lange Zeit umstritten. Erst ein Grabungsbefund beim bayerischen Kastell Dambach brachte vor weni-

gen Jahren einen Hinweis: Dort musste in sumpfigem Gelände für die Limesmauer ein Pfahlrost als Begründung gebaut werden.

Die dendrochronologische Untersuchung der Pfähle ergab ein Fälldatum der Hölzer in den Wintermonaten der Jahre 206/207 n. Chr. In dieser Zeit wird seitdem der Bau der durchgehenden Limesmauer vermutet.<sup>45</sup>

Limes, Kastelle und geologische Formationen in Südwestdeutschland.

Kartengrundlage: Historischer Atlas von Baden-Württemberg. Karte II.03. Karte: B. Hildebrand

Marcus Aurelius Severus Antoninus genannt Caracalla. Er regierte von 211 – 217 n. Chr.  
Foto: B. Hildebrand



### **Caracalla: Das Imperium schlägt zurück. Das Limestor bei Dalkingen<sup>46</sup>**

Im Frühjahr 213 n. Chr. meldeten römische Fernaufklärer eine neue Gefahr für den Limes. Aus dem Gebiet der mittleren Elbe hatte sich ein Kampfverband aus verschiedenen germanischen Stämmen gebildet, der nach Süden zog und den Limes bedrohte. Der römische Kaiser Caracalla entschloss sich zur Offensive und sammelte ein gewaltiges Truppenaufgebot. Neben Verbänden aus Obergermanien und Rätien wurden Abteilungen der LEGIO II TRAIANA aus dem ägyptischen Alexandria und Teile der LEGIO II ADIUTRIX aus Aquincum/Budapest an den Limes beordert.<sup>47</sup>

Bereitstellungsraum für die Truppen war mit großer Wahrscheinlichkeit die Gegend um Aalen. Von hier aus brach der Kaiser mit weit über 10.000 Soldaten zum Feldzug auf und überschritt am 11. August 213 n. Chr. den Limes, sehr wahrscheinlich beim Limestor Dalkingen.

Am Main traf er auf einen germanischen Kampfverband und besiegte nach den Berichten der römischen Propaganda die Angreifer völlig. Bereits am 6. Oktober des gleichen Jahres war der Sieg in Rom bekannt und Caracalla legte sich einen neuen Ehrentitel zu: GERMANICUS MAXIMUS (der größte Germanenbesieger).

Aufgrund des glanzvollen Sieges wurde an der Stelle, an der Caracalla den Limes überschritten hatte, ein Siegestor gebaut:

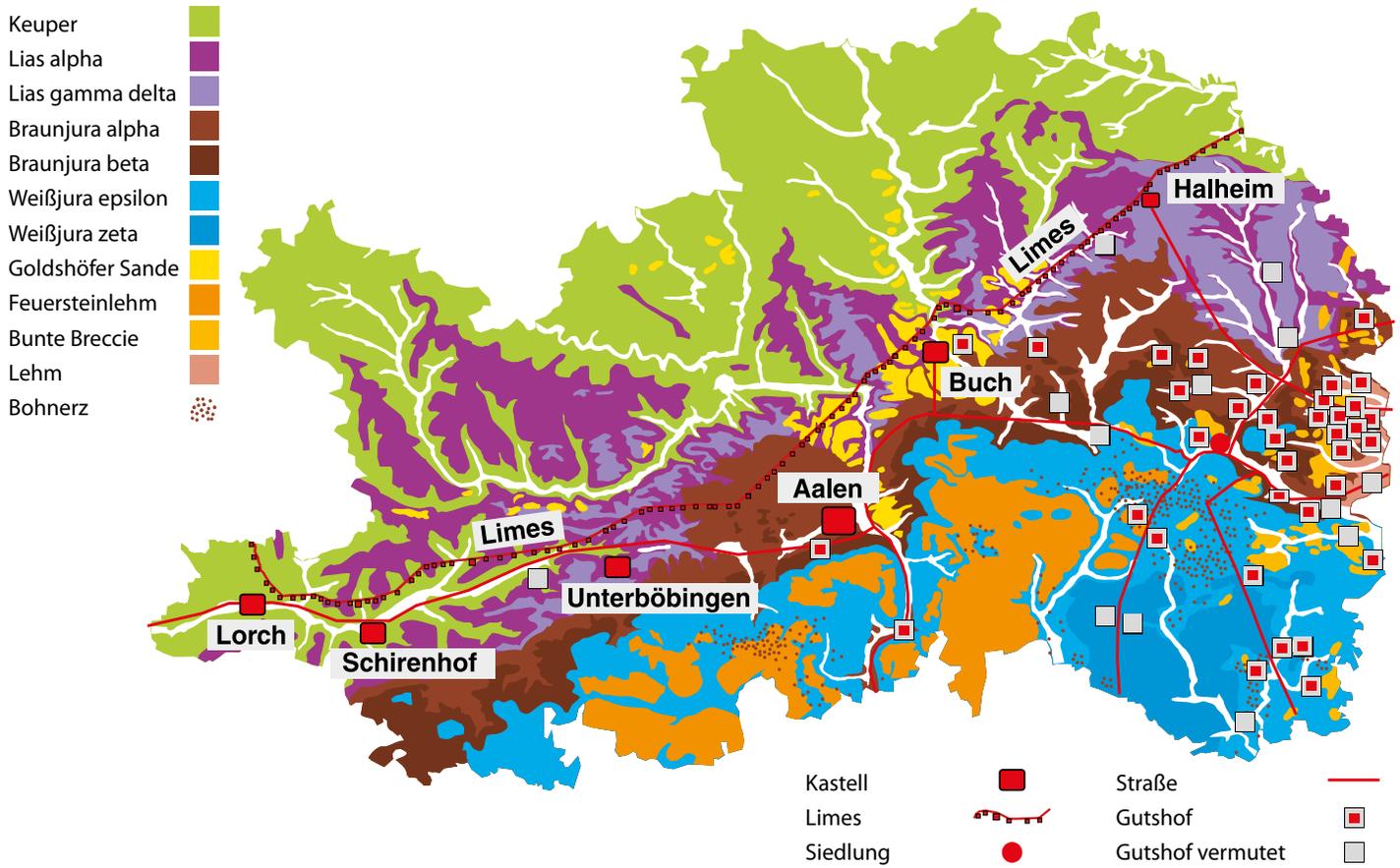
Das Wachgebäude am Limestor Dalkingen bekam eine Prunkfassade in Form eines römischen Triumphbogens, der nach den vorliegenden Rekonstruktionsvorschlägen ca. 12 Meter hoch war. In einer Nische über dem Durchgang oder auf einem Podest vor dem Bauwerk stand eine überlebensgroße Bronzestatue des „Germanenbesiegers“.

Eine ganz andere Version des Geschehens überliefert der römische Schriftsteller Cassius Dio, der zu den Kritikern der umstrittenen Kaiserpersönlichkeit gehörte: Caracalla habe den Sieg – oder was so aussah – mit Geld erkaufte. Dio erwähnt auch noch einen anderen Namen für die Angreifer, der damals zum ersten Mal in der Geschichte auftaucht: Alamannen.<sup>48</sup>

Auf jeden Fall gaben die Alamannen daraufhin 20 Jahre Ruhe. Erst im Jahr 233 n. Chr. begannen neue Stürme auf den Limes, die auch zur Zerstörung des Dalkinger Ehrenbogens führten. Auch die Badeanlagen Schirenhof und Buch waren betroffen, der Baubestand beider Anlagen wurde nach 233 n. Chr. deutlich reduziert.

### **Das Ende des Limes**

Schon die Reichslimeskommission vermutete das Ende des Limes in den Jahren 259/260 n. Chr. und lag damit gar nicht so falsch. Eine aktuelle Freiburger Dissertation von Marcus Reuter 2007 brachte als wichtigstes Ergebnis, dass der Rätische Limes im Frühjahr 254 n. Chr. in einem verheerenden Germaneneinfall zerstört wurde.<sup>49</sup> Was war passiert? In den Kämpfen um den Kaiserthron nahm der rätische und norische Provinzstatthalter Valerianus 253 n. Chr. einen großen Teil der Limestruppen mit nach Rom, um seine Ansprüche durchzusetzen. Er wurde so zwar römischer Kaiser (253-260 n. Chr.), der aber jetzt schwach bewachte Limes hatte den anstürmenden Germanen nichts mehr entgegenzusetzen. Kastelle und Zivilsied-



lungen wurden zerstört und die Archäologen finden heute noch überall Brandschichten aus dieser Zeit.

**Frühes Mittelalter**  
**Die Alamannen: Neue Männer braucht das Land (254 n. Chr. – 700 n. Chr.)**

Die Alamannen waren nach der heutigen Forschungsmeinung zunächst ein Kampfverband, der sich aus verschiedenen germanischen Stämmen, hauptsächlich aus den Sueben (= Schwaben), im Gebiet der mittleren Elbe gebildet hatte. Erst die Ansiedlung in den eroberten Gebieten machte aus dem Kampfverband so etwas wie ein eigenständiges Gebilde: „Das Jahr 260 ist die Geburtsstunde des alamannischen Stammes als Staatsgebilde“ (Rainer Christlein).<sup>50</sup>

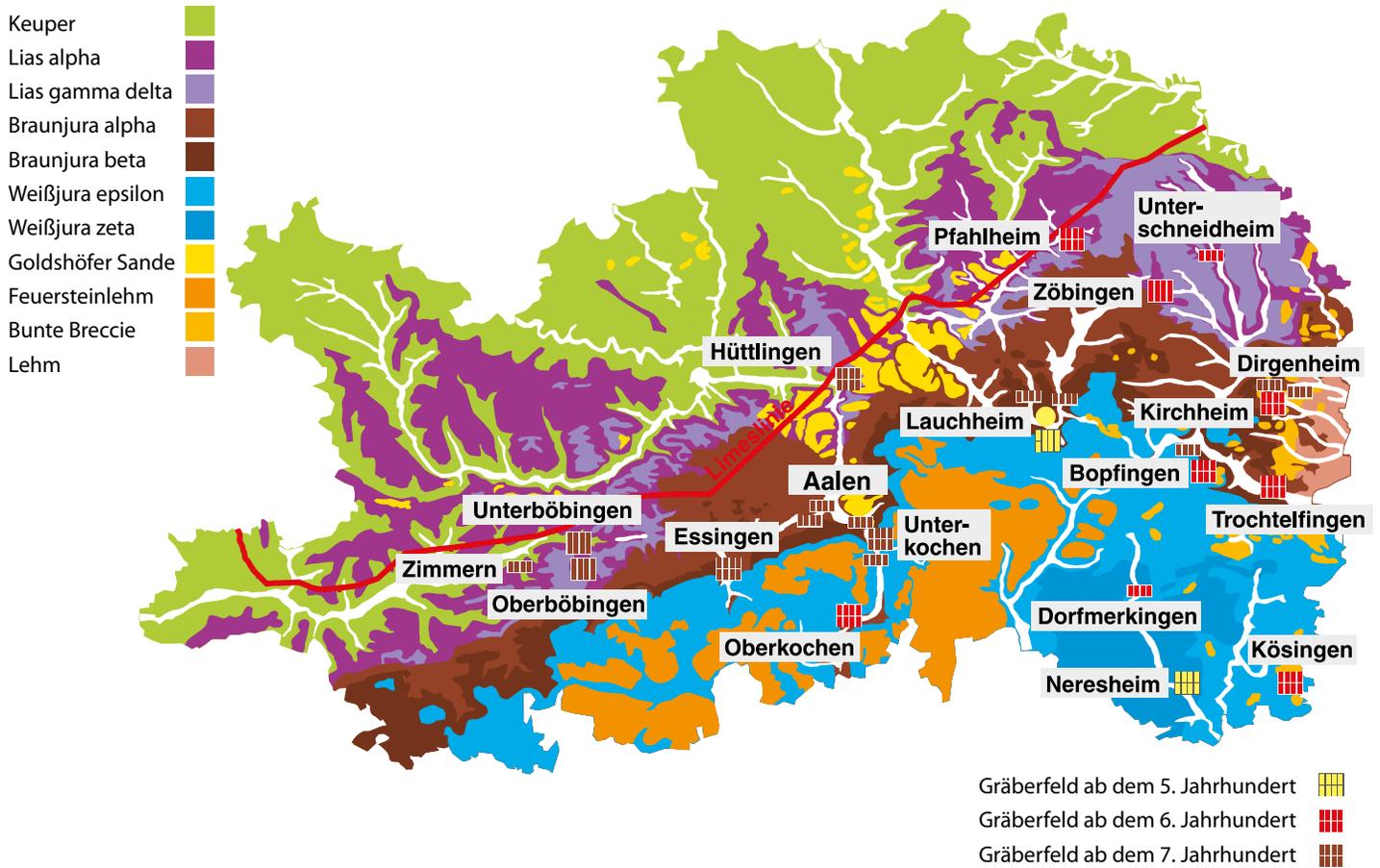
Auch das Gebiet des Ostalbkreises gehörte zu diesem Staatsgebilde. Die ersten beiden Jahrhunderte der alamannischen Besiedlung sind allerdings schwer fassbar. Die ganz wenigen

Funde zwischen 260 n. Chr. und ca. 450 n. Chr. lohnen nicht einmal eine Kartierung.

Erst das 5. Jahrhundert bringt eine Änderung der Quellenlage. Damals übernahmen die Alamannen wohl von den Franken eine andere Bestattungssitte: Die Toten werden jetzt in sogenannten Reihengräberfeldern mit ihrer Tracht und Bewaffnung beigesetzt. Die Friedhöfe befinden sich in typischer Lage zwischen 60 und 300 Metern von der Siedlung entfernt und sind ein Spiegelbild der alamannischen Gesellschaft. Die Beigaben reichen von sehr arm bis sehr reich und die gut erhaltenen Skelette erlauben zusätzlich tiefe Einblicke in Lebensumstände, Krankheiten und Altersstruktur der Bestatteten.

Mit dem Reihengräberfriedhof von Lauchheim-Wasserfurche liegt im Gebiet des Ostalbkreises das bedeutendste frühmittelalterliche Gräberfeld in Mitteleuropa. In der zugehörigen Siedlung in der Flur Mittelhofen kontrollierte im 7. Jahrhundert alamannischer Hochadel die

Militärische und zivile Besiedlung zwischen 160 und 254 n. Chr.



### Siedlungsbild der Alamannen

wichtige Handelsstraße am Fuß der Alb und im Bereich der Kapfenburg befand sich wahrscheinlich damals schon eine alamannische Burg.<sup>51</sup>

Anhand der Karte lässt sich die Entwicklung des alamannischen Siedlungsbildes nachvollziehen. Kartengrundlage bilden der Übersichtlichkeit halber die drei Naturräume. Die ältesten alamannischen Siedlungen aus dem 5. Jahrhundert sind das rein bäuerlich strukturierte Neresheim und die Siedlung in Lauchheim mit ihrem überregional bedeutenden Hochadel. Im 6. Jahrhundert entstehen vor allem in der Osthälfte des Landkreises mehrere große und bedeutende Siedlungen, wie z. B. Bopfingen, Kirchheim oder das von seinen Reiterkriegern beherrschte Pfahlheim. Im 7. Jahrhundert dehnt sich das besiedelte Land nach Westen aus und als neue Bestandteile tauchen die kleinen Gräberfelder der Einzelhöfe auf, wie z. B. Aalen-Mauerstraße oder Bopfingen-Kappel.

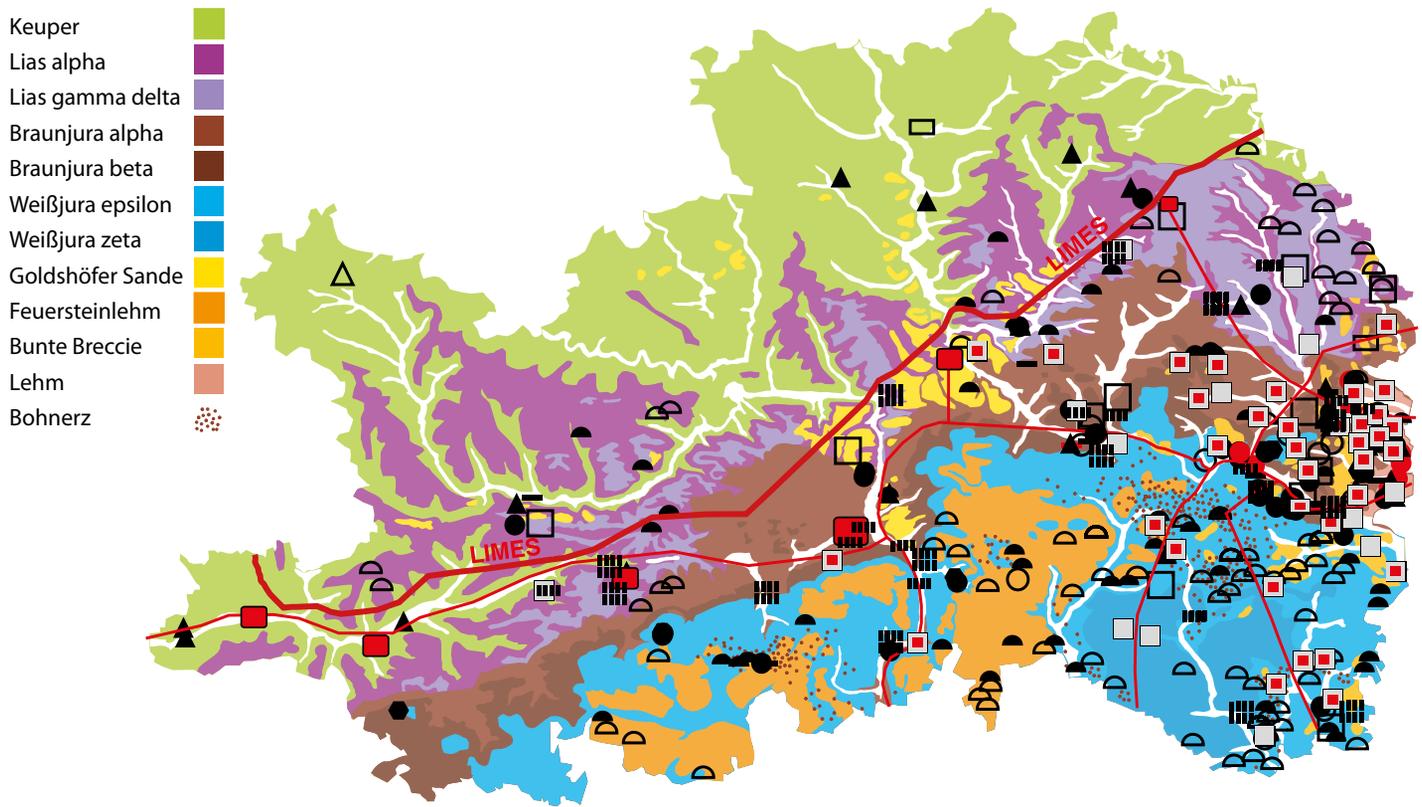
Das Siedlungsverhalten der Alamannen unterscheidet sich dabei nicht von dem der Römer: Die Alamannen besiedelten das römische Kulturland und der Limes blieb bis zum Ausklingen der Reihengräbersitte weiterhin die Grenze zwischen besiedelter Landschaft und Urwald.

Im frühen 8. Jahrhundert endete dann unter dem Einfluss des Christentums die Beigabensitte, die Reihengräberfelder wurden aufgegeben und zu den neu entstandenen Kirchen in die Ortsmitte verlegt.

In dieser Zeit wurde dann auch die Gegend vor dem Limes gerodet und unter den Pflug genommen. Alle Siedlungen außerhalb des Limes im Ostalbkreis sind Gründungen des 8. Jahrhunderts (wie z. B. Ellwangen) oder entstanden gar noch später.

### 7.500 Jahre Kulturlandschaft – ein Fazit

Die Verbreitungskarte aller Fundstellen und Bodendenkmale ergibt ein sehr deutliches Bild



der Siedlungsschwerpunkte im Ostalbkreis. Wie die vielen Neuentdeckungen der letzten Jahre zeigen, ist Kollege Zufall zwar nach wie vor ein wichtiger Begleiter der Forschung, das aufgezeigte Fundbild ist aber immerhin die Zusammenfassung und das Ergebnis von über 100 Jahren archäologischer Forschung. So kann der aufgezeigte Forschungsstand in seiner Aussagekraft durchaus als gefestigt gelten.

Demnach beginnt die Umwandlung der Ostalb und ihres Vorlandes in eine Kulturlandschaft vor 7.500 Jahren im Ries. Diese fruchtbare Ebene und ihre Randgebiete bleiben lange Zeit das Zentrum eines Siedlungsprozesses, der sich erst seit der Bronzezeit langsam nach Westen ausdehnt. Nach dem Kartenbild wird schon in der Hallstattzeit die größte Ausdehnung erreicht und erstmals auch die (freilich spätere) Limeslinie durch wenige Siedlungen überschritten, ein Siedlungsbild, das auch die Römer so beibehalten. Der Limes orientiert sich zwar auch

an strategischen Vorgaben, im Prinzip ist er jedoch nichts anderes als die lineare Abgrenzung der geologischen Formation des Stubensandsteins (Löwensteinformation) und auch des keltischen Siedlungsgebietes.

Aus dem Keupergebiet im Ostalbkreis stammen aus allen Epochen nur ein Hortfund und vier Einzelfunde. Auch innerhalb der Kulturgrenze Limes gibt es spät besiedelte Gebiete. Auf den Karten ist deutlich zu sehen, dass der Braune Jura, wie z. B. im Welland westlich von Aalen, auch nicht zu den begehrten Landschaften gehörte, genauso wie das Rehgebirge südlich von Schwäbisch Gmünd. Überhaupt scheint der Braunjura Alpha durch die ganze Vor- und Frühgeschichte kaum besiedelt gewesen zu sein. Auch die Alamannen beschränken sich lange Zeit auf den beschriebenen Siedlungsraum. Erst im 8. Jahrhundert wird die Kulturgrenze Limes überschritten und der Urwald um Ellwangen und Gschwend teilweise gerodet.

Fundstellen und Bodendenkmale im Ostalbkreis von der Jungsteinzeit bis zum Ende der Reihengräbersitte. (Zusammenfassung der vorherigen Karten)